

# Strandgut des Krieges

Autor(en): **Stebler, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **46 (1963)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411156>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gionsgeschäfte und dachten dabei wohl auch mehr an die Philosophie, lebten in der Welt der Gedanken, als in der Wirklichkeit ihrer Gesellschaft, in ihrem Volk. Marx aber stellt mit seinen beiden Sätzen die Religion in das Gesamtbild der gesellschaftlichen Zusammenhänge, wertet sie in genialer Kürze sowohl philosophisch, wie historisch, psychologisch wie soziologisch. Was er, ohne es zu sagen, ihr völlig abstreitet, das ist der Charakter einer Offenbarung, einer Quelle der Erkenntnis, der Wahrheit. Als «Seufzer der gequälten Kreatur» hat sie ihm den Erkenntniswert, der dem Jammern eines mit Zahnschmerz Befaheten gleichkommt. Soll die Kreatur seufzen, wenn sie das erleichtert, soll uns der schmerzende Zahn einen Wehschrei entlocken, wenn es uns gut tut, aber, bitte, daraus läßt sich doch keine Weltanschauung und keine Lebensregel ableiten. Ein Seufzer reflektiert den Schmerz, aber erklärt nicht einmal dessen Ursache noch sonst etwas. Und so steht es auch mit der Religion.

Sie ist «Gemüt einer herzlosen Welt», nicht nur einer herzlosen Gesellschaft, in der die einen oben sind und die anderen gefälligst unten bleiben sollen, in der Menschen ungestraft andere Menschen ausbeuten, in der heute noch — lest nur bei Braten und Rösti die Berichte der UNO, nach denen heute noch die Mehrheit aller Menschen an Hunger und Unterernährung leidet — das Gesetz des Dschungels herrscht, sondern einer herzlosen Welt, jener Natur, die Carl Spitteler eine «sonnenscheingeschminkte Leichenhölle» nannte und in der ohne jeglichen für uns erkennbaren Sinn unter dem Firnis von Blütenbäumen und vergoldendem Abendrot der Kampf aller gegen alle tobt und die sich die Menschen dadurch erträglich zu machen suchten, daß sie sie mit einer idealen und harmonischen Phantasiewelt, den Paradiesen aller Religionen verknüpften, um sich mittels solch schwachen und fragwürdigen Hoffnungsfadens durchs Leben zu ranken. In der Wirklichkeit dieser Welt werden Blumen von Schafen gefressen, den Schrecken der permanenten Vernichtung deckt der Mensch «gemütvoll» mit den Lämmlein-Blümlein-Illusionen der Religion zu. Wenigstens dort, wo er nicht anders kann, wenn ihm die Kraft des Geistes und der Mut zum Denken mangeln. Denn die Religion ist ja auch der «Geist geistloser Zustände», sie ist dort zu Hause, wo der Geist fehlt. Auf Stufen seiner Entwicklung, auf denen das Denken der Menschen noch nicht zu tieferer Einsicht geführt hat, sondern sich auf die Erfassung und Anwendung der Spielregeln im Daseinskampf beschränkt, da schafft er sich, weil er die Wirklichkeit der Dinge noch nicht erkennen kann, manchmal auch, weil ihm der Mut dazu fehlt, ein Phantasiebild von ihnen als Erklärungersatz, einen gütigen oder zornigen, beharteten oder bartlosen Weltenschöpfer, der Dank verdient, wenn die Ernte gut geraten ist, der durch Opfer und Magie gnädig gestimmt werden muß, wenn Not und Gefahren drohen, dessen vorgebliche Gesetze zu befolgen sind, auch wenn sie so sinnlos und unlogisch erscheinen, daß selbst seine Priester nur von seinem «unerforschlichen Ratschluß» murmeln können. Wo aber der Menscheng Geist sich entwickelt hat, wo ihm aus dem Born der Wissenschaft Erkenntnis und Einsicht aufgestiegen sind, da verblassen diese religiösen Phantasiebilder wie das des Osterhasen und anderer auf den noch unentwickelten Kinderverstand zugeschnittener Märlein. Allerdings, wir wissen es nur zu gut, es gibt auch unter uns genug Menschen, die zeitlebens Kinder bleiben, in ihrer Infantilität verharren, denen der geistige und seelische Mut mangelte, der Wirklichkeit offen ins Auge zu sehen und dann den Weg zu gehen, den uns Goethe wie Marx gezeigt haben, der eine als er den «Kerl, der spekuliert» mit einem Gaul auf einer dünnen Heide verglich, als er bekannte, daß «die Aussicht nach oben» uns verbannt ist und riet, sich auf dieser Welt, die dem Tüchtigen nicht stumm bleibe, umzusehen, der andere, als er die Philosophie zu den letzten Schluß führte, daß es nicht mehr ihre Auf-

gabe sei, die Welt zu erklären, sondern zu verändern. Wem Mut und Kraft dazu fehlen, die Verantwortung für die Gesellschaft, die Welt, die Zukunft auf sich zu nehmen, Hand anzulegen an dem gewaltigen Riesenwerk, sie nach Regeln der Vernunft zu ändern, damit Sinn und Logik an Stelle unerforschlicher Götterratschlüsse trete, der freilich flüchtet, wenn er das Elend der Welt erkannt hat oder im kleinen am eigenen Leibe verspürt, gern in Traum, Vergessen, Rausch, ins Opium religiöser Illusionen. Solche Traum- und Ausweichhaltungen hat die moderne Psychologie längst untersucht, ihre Wurzeln aufgezeigt und in vielen Fällen den Weg zur Heilung gewiesen. Freilich, nicht alle Psychologen haben dies getan. Manche bedienen sich des Opiums der Religion nur zu gerne, suchen das eine Uebel mit dem anderen auszutreiben, Kokain und Schnaps, Pillensucht und die Massenräusche des hysterischen Nationalismus und des Fußballwahns mit den einschläfernden Trostsprüchen der Religionen. Vielleicht, weil sie mit den gesellschaftlichen Trägern des Religionsbetriebs, den Priesterkasten aller Länder nicht anzubinden wagen. Vielleicht auch, weil sie das Volk lieber in seinem Opiumschlaf verharren sehen, als zu erleben, daß es frei und logisch über seine Lage nachdenke und sich ans Werk mache, die Welt zu verändern und zuerst einmal dabei mit den Mißständen in unserer Gesellschaft aufräume. Wie sehr das sogenannte religiöse Bedürfnis des Menschen nicht nur in den allgemeinen Nöten des Lebens wurzelt und aus etwaiger Geistlosigkeit seiner Zustände Nahrung zieht, sondern auch die unbefriedigenden gesellschaftlichen Zustände, unter denen die Menschen leben, zur schier unversiegligen Quelle hat, sagt Marx in diesem Aufsatz «Zur Kritik der Rechtsphilosophie Hegels» nicht. Um so mehr und um so deutlicher aber in seinem gesamten Lebenswerk, das Gott und die Religion entthront zugunsten des wissenden und denkenden Menschen, der die Verantwortung auf sich nimmt, die Welt zu verändern. Das ganze Denken von Marx ist ja letztlich dem Menschen gewidmet und weil es ihm und seinem Wohl gilt, ist es zu tiefst humanistisch. Wie auch alles echte Freidenkertum, das sich heute des großen Denkers und unentwegten Mitstreiters und Vorkämpfers auf manchem Gebiet dankbar erinnert.

Walter Gyßling

## Strandgut des Krieges

Sie alle haben schon die herkömmlichen, berühmten Schlachtenbilder gesehen: da ist der berühmte Feldherr hoch zu Roß, mit gezücktem Degen, mit dem er feindwärts weist; sein flammenspeiender Blick zurück im Zorn feuert das Fußvolk hinter ihm an, mit seinem Gaul Schritt zu halten, ansonsten er allein den Feind vernichten müßte. Dann ist noch einer an des Heerführers Seite: ein Soldat, ein kleiner Trommler, ein Fähnrich; er schaut verzückt zu dem Großen Manitou auf, er ist verwundet, trägt eine makellos weiße Binde um die Stirn, und an dieser Binde hat es einen äußerst eindrucksvollen, dekorativ wirkenden Blutfleck.

Kurz, der übliche Quatsch.

Das ist der Krieg, wie ihn sich der kleine Moritz vorstellt. Die Leute kriegen nämlich entweder einen Schuß mitten ins Herz und sind gleich mausetot, oder aber sie führen einen malerischen Streifschuß an der Stirn spazieren.

Nun, in Wirklichkeit sehen die Verwundeten etwas anders aus. Man frage bloß einen Lazarettarzt. Aufgerissene Bäuche, aus denen die Eingeweide herausquellen, abgeschossene Gliedmaßen, zerfetzte Gesichter, Dreck, Eiter, Entsetzen, Grauen. Die Leute, die von diesem Inferno noch einigermaßen lebend ausgespien werden, laufen nachher mit Arm- und Beinprothesen in der Weltgeschichte herum. Millionen auf der ganzen Welt laufen so herum.

Werden indessen nur Arme und Beine abgeschossen? Werden nicht auch Gesichter, Menschengesichter verstümmelt? Aber

die zeigt man nicht. Und weil man sie nicht zu sehen bekommt, weiß man nichts von ihnen, das heißt, weiß die Öffentlichkeit nichts von ihnen. Aus guten Gründen stellt man sie nicht zur Schau.

Die Mordmaschinen fragen nicht, was sie vernichten. Und so sind denn die Prothesenleute direkt niedlich anzusehen gemessen am Anblick, den die Gesichtsverstümmelten bieten. Diese, ich wiederhole es eindrucklich, stellt man nicht zur Schau. Man versteckt sie in Heimen, in denen sie von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen sind und in denen ihr Anblick keinen braven Bürger in seiner Seelenruhe und Gedankenträgheit stört. Diese Heime stecken hinter Mauern, durch deren Türen kein Unberufener ein und aus geht.

In diesen Heimen pappelt man die Gesichtsverstümmelten auf, legt sie in Watte, nachdem man sie vorher zerfetzt hat, und pflegt sie, bis sie von selbst sterben. Ihr Dasein abkürzen darf man nicht, auch wenn sie noch so eindringlich darum flehen; das ist gesetzlich verboten. Das Gesetz erlaubt nur, junge, gesunde Menschen umzubringen, und auch das nur, wenn gerade Krieg ist; dann gebietet es die Pflicht. In Friedenszeiten gehört es zu den Verbrechen. So kompliziert ist das Gesetz. Die meisten Insassen dieser Heime möchten wohl tot sein, weil ihr Zustand mit Leben nichts mehr zu tun hat; sie schreien nach der erlösenden Spritze, die ihnen niemand geben darf, weil bekanntlich das Leben heilig ist, sie toben und rennen sich die Köpfe an den Wänden ein, ihre Köpfe ohne Gesichter, mit Löchern ohne Augen drin, mit weggeschossenen Kinnladen, mit verbrannter Haut, ihre Köpfe, die aus lauter zusammengenähten Fleischfetzen bestehen.

Nein, von diesen Scheußlichkeiten ahnt der brave Bürger nichts; er könnte sonst schlecht schlafen, und der Besitz von Aktien der Rüstungsindustrie läge ihm schwer auf dem Magen.

Bitte, Adressen solcher Häuser stehen zur Verfügung. Da gibt es zum Beispiel eines in der Nähe von Galluzzo bei Florenz, da gibt es oder gab es eines in der Nähe von Starnberg in Oberbayern. Gab es, denn gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß im Dritten Reich mit ihm tabula rasa gemacht wurde.

Das sind zwei von unzähligen in aller Welt.

Sie beherbergen oder beherbergten Opfer des Ersten Weltkrieges, und als deren Zahl durch natürlichen Abgang zusammenschmolz, füllte man die Bestände mit dem Strandgut des Zweiten Weltkrieges auf.

Nach einem dritten Weltkrieg wird man diese Heime aus naheliegenden Gründen nicht mehr benötigen. Und gerade von

einem solchen Krieg schwatzt man heute wieder verantwortungsloser daher, als ob es sich um eine bessere Kirchweihrauferei handle.

Das ist der nackte Tatbestand. Zum Tatbestand hinzu kommt noch etwas anderes:

Die menschlichen Leichname, die man in diesen Häusern daran hindert, sich selbst den Tod zu geben, weil das vom Gesetz zwar nicht ausdrücklich verboten ist, aber ins Kapitel der sogenannten Sünde gehört, werden offiziell als vermißt erklärt. Ihre Angehörigen wissen von nichts. Sie bemühen sich jahrelang, etwas über den Kriegsvermißten zu erfahren, und wenn alles vergeblich ist, finden sie sich damit ab: er liegt irgendwo in einem Massengrab. Auf den Gedanken, er könnte lebend versenkt worden sein, weil sein Gesicht nur noch ein unförmiger Fleischklumpen oder eine Fratze ist, kommt eigentlich niemand.

Warum kommt niemand darauf? Weil das alles totgeschwiegen wird. Und weil man der Gedankenträgheit wegen nicht selber überlegt, der Krieg könnte andere Ruinen hinterlassen als abgeschossene Beine und Arme. Es muß zur Hauptsache beim Mausestot oder beim dekorativen Streifschuß an der Stirn bleiben.

Und warum wird es totgeschwiegen? Des Rätsels Lösung ist sehr einfach: Wenn man die Gesichtsverstümmelten frei herumlaufen ließe, würde niemand ihren Anblick ertragen. Der brave Bürger und Aktionär der Rüstungsindustrie fiele von einer Ohnmacht in die andere. Mit einem Wort und sarkastisch gesagt: unser Gefühl für Aesthetik würde beleidigt. Das dürfte man ihm nicht zumuten.

Außerdem:

Kein Mensch würde sich mehr in einen Krieg hetzen lassen. Es wäre gründlich vorüber mit der Vorstellung vom Stahlbad, vom süßen Heldentod für Gott, König und Vaterland; angesichts dieser fürchterlichen Zeugen der Wirklichkeit griffe kein Mensch mehr zu einer Waffe, weil er sich sagte: so könnte auch ich vielleicht einmal aussehen.

Das muß natürlich verhütet werden. Deshalb bemühen sich sämtliche Pentagöner der Welt, die schließlich von Kriegsdrohungen leben, und gar nicht schlecht leben, über diese Seite ihres präsumtiven Wirkens den Mantel des Nichtwissens zu breiten.

Und weil der große Teil der Menschheit nur das denkt oder zu denken glaubt, was ihr vorgekaut verabreicht wird, kann es nichts schaden, den Denkenden die fürchterlichste Begleiterscheinung eines Krieges bewußt werden zu lassen. J. Stehler

---

## Der lila Blitz

Jaroslav Hasek

Der lila Blitz war im Jahre 1596 auf dem Kardinalskonzil in Rom. Auf diesem Konzil beschloß man, daß die Lästerer durch einen Blitz getötet werden sollten.

Da es sich also um eine Standesfrage handelte, erschien der lila Blitz, wie schon erwähnt, auf dem Konzil, und zwar wie aus heiterem Himmel.

Als er wieder nach Hause zurückgekehrt war, jammerte er, daß er irgendwie zu heftig zwischen die Herren Kardinäle gefahren sei und daß zwei von ihnen begraben werden würden. Er äußerte sich auch, daß er gern an dem Begräbnis teilnehmen würde, daß es sehr feierlich sein werde. Es dauerte lange, bis ihn der heilige Peter überzeugte, daß es nicht gut aussähe, wenn sich beim Begräbnis noch irgendein Unglück ereignete. Ja, wenn man so irgendeinen heimlichen Ketzler begräbe, dann wäre es seine Pflicht, dreinzufahren.

Der lila Blitz blickte also aus dem Himmel herunter und ein gewisser Stolz erfüllte ihn. Herablassend spuckte er auf die kleinen Blitze, die unter ihm spielten und herumtollten. Diese kleinen

Nichtsnutze waren nicht auf dem Kardinalskonzil in Rom gewesen!

Dann wurde er zum lieben Gott gerufen. Von dort kehrte er ganz verstört zurück: er hatte sechs Wochen Hausarrest bekommen, weil er in die Kardinäle auf dem römischen Konzil eingeschlagen hatte — und das gerade während der Saison der Sommergewitter. Vergeblich redete er sich darauf heraus, daß man auf dem Konzil beschlossen habe, die Lästerer durch einen Blitz töten zu lassen, daß es also um seine Interessen und um Standesfragen gegangen sei und er deshalb nicht gleichgültig abseits stehen können.

Als dann der Erzengel Gabriel mit dem lila Blitz sprach, sagte er: «Sie haben großes Pech gehabt. Wissen Sie, daß Sie den Dicksten von ihnen, den, der den Gläubigen am meisten imponiert hat, erschlagen haben? Eine schöne Eselei war das!»

Von da an achtete der lila Blitz sehr darauf, nicht wieder irgend eine Eselei zu begehen. Irgendein Heiliger, den er nur vom Sehen und nicht mit Namen kannte, legte sich einmal neben ihn auf eine Wolke und unterhielt sich mit ihm. Er erzählte ihm, wie er bei lebendigem Leibe in Oel gebraten worden sei und wie er gerochen habe.

Das verdarb dem lila Blitz die Laune und er sagte: «Entschuldigen Sie, aber mich langweilt das allmählich. Heute morgen bin ich schon mindestens fünf Märtyrern begegnet, und alle haben mir erzählt, was man mit ihnen gemacht hat, bevor sie hier angekommen